Abonnementspreis
in der Hauptexpedition oder den im Stadtbezirk und den Vororten errichteten Ausgabestellen abgeholt: vierteljährlich ℳ 4.50, bei zweimaliger täglicher Zustellung ins Haus ℳ 5.50. Durch die Post bezogen für Deutschland und Oesterreich: vierteljährlich ℳ 6.—. Directe tägliche Kreuzbandsendung ins Ausland: monatlich ℳ 9.—.

Die Morgen-Ausgabe erscheint täglich ½7 Uhr, die Abend-Ausgabe Wochentags 5 Uhr.

Redaction und Expedition:
Johannesgasse 8.
Die Expedition ist Wochentags ununterbrochen geöffnet von früh 8 bis Abends 7 Uhr.

Filialen:
Otto Klemm's Sortim. (Alfred Hahn), Universitätsstraße 1,
Louis Lösche, Katharinenstr. 14, part. und Königsplatz 7.

Abend-Ausgabe.

Leipziger Tageblatt und Anzeiger.

Organ für Politik, Localgeschichte, Handels- und Geschäftsverkehr.

Insertionspreis
Die 6gespaltene Petitzeile 20 Pfg.
Reclamen unter dem Redactionsstrich (4gespalten) 50 ₰, vor den Familiennachrichten (6gespalten) 40 ₰.
Größere Schriften laut unserem Preisverzeichniß. Tabellarischer und Ziffernsatz nach höherem Tarif.

Extra-Beilagen (gefalzt), nur mit der Morgen-Ausgabe, ohne Postbeförderung ℳ 60.—, mit Postbeförderung ℳ 70.—.

Annahmeschluß für Inserate:
Abend-Ausgabe: Vormittags 10 Uhr.
Morgen-Ausgabe: Nachmittags 4 Uhr.
Sonn- und Festtags früh 9 Uhr.
Bei den Filialen und Annahmestellen je eine halbe Stunde früher.
Inserate sind stets an die Expedition zu richten.

Druck und Verlag von E. Polz in Leipzig

№ 325. **Montag** den 27. Juni 1892. 86. Jahrgang.

Das Wiener Gespräch des Fürsten Bismarck.

* Man schreibt uns aus Berlin:

Das Wiener Gespräch des Fürsten Bismarck wird noch lange nachhallen, wenn auch, genau betrachtet, seine politische Bedeutung eigentlich nur darin besteht, daß es die Unmöglichkeit einer Aenderung des Verhältnisses zwischen dem Fürsten und dem Kaiser mit einer jeden Zweifel, jede Hoffnung und jede Befürchtung ausschließenden Klarheit dargethan hat. Die Politiker müssen diese Möglichkeit aus ihren Berechnungen ausscheiden und die Gemüther sich, gern oder ungern, bei dem Unabänderlichen bescheiden. Kein Baumeister wird die gähnende Kluft, über die „alle Brücken abgebrochen sind", jemals wieder von Neuem überbrücken. Hoffen wir, daß man sich niemals gezwungen sieht, Pioniere zu entsenden, um eine Nothbrücke herzustellen.

Auf die Geschichte der Amtsentlassung Bismarck's wirft sein Wiener Gespräch ein Schlaglicht, welches die Ueberzeugung von der Unheilbarkeit des Risses noch verstärken muß. Es ist überaus merkwürdig, daß der rasch auffassende, vielgewandte und wachsame Minister Bismarck fünf Monate vor seinem Sturze von dem Zaren eine Andeutung über die Möglichkeit dieser Katastrophe erhält und sie nicht versteht. So wenig gewichtig waren die politischen Momente, welche das Weltereigniß begleiteten.

Was der Fürst in der Wiener Unterredung an der Politik seines Nachfolgers bemängelt, betrifft zweifellos Eingebungen einer späteren Zeit und zählte nicht zu den Wandlungen, die mit Bismarck's Entlassung bewußtermaßen herbeigeführt werden sollten.

Die Gegner Bismarck's in der Presse, die ihm vom Beginn seines Privatlebens das Recht verkümmern wollten, das sie für jeden Bezirkspolitiker und jedes Winkelblatt in Anspruch nehmen, verargen ihm selbstverständlich auch seine Wiener Auslassungen. Herr Richter insbesondere watet in der „Freisinnigen Zeitung" durch ein Meer von Koth, in dem eitlen Glauben, es könnte von dem vertrauten Element etwas auf die Gestalt des großen Feindes spritzen. Das beklemmte Gefühl des Deutschfreisinns fühlt sich natürlich durch den Umstand verletzt, daß der Fürst im Auslande an inländischer Politik Kritik übt. Wir wollen nicht an die deutschfreisinnige Mitarbeiterschaft an ausländischen Zeitschriften erinnern; durch einen solchen Vergleich geschähe den Herrn Barth und Bamberger zu viel Ehre. Fürst Bismarck sprach in Oesterreich zu Oesterreichern über politische Fragen, die Oesterreich berührten und zu denen man ihm weiter besseres Wissen eine Stellung angedichtet hat, die er niemals eingenommen. Schon auf der Reise nach Wien und dortselbst hatte der Fürst Gelegenheit zu der Versicherung genommen, daß er das deutsche Bündniß mit Oesterreich noch mit denselben Augen ansehe, wie früher. Die Unterredung mit dem österreichischen Redacteur diente dazu, den Beweis für diese Versicherung zu erbringen. Sah er die Nothwendigkeit dazu vorhanden, so liegt nicht die Schuld an ihm, sondern vor Allem an derjenigen Presse des In- und Auslandes, die anläßlich seiner Bemerkungen zu den Handelsverträgen und zu dem Verhältniß mit Rußland wider ihn den Vorwurf schleuderten, er arbeite an der Lösung des Dreibundes. Ein gerüttelstes Maaß der Schuld trifft aber auch die deutsche hochoffiziöse Presse, welche sich mehr als einmal den Anschein gab, als glaube sie an diese wahnwitzige Beschuldigung. Daß die Abneigung gegen einen Handelsvertrag mit einem verbündeten Staat nicht gleichzeitig eine Abneigung gegen das politische Bündniß bedeutet, ist etwas so Selbstverständliches, daß nur verblendeter Haß das Gegentheil behaupten kann. Das Gleiche gilt von dem Satze, daß Staaten mit autonomen Zolltarifen das innigste politische Verhältniß zu einander unterhalten können. Die Geschichte lehrt es, am eindringlichsten die Geschichte des — Dreibundes. Wir hatten gröll Jahre lang das Bündniß mit Oesterreich ohne Zollvertrag. Wagt Jemand zu behaupten, daß es seit dem 1. Februar d. J. fester geworden sei oder daß es in Folge des Abschlusses der Zollverträge überhaupt fester werden könnte? Man kann über die Handelsverträge sehr viel anders denken, als Fürst Bismarck, aber vernünftiger- und gerechterweise müssen auch die Freunde jener Verträge der Auffassung entgegentreten, als wäre mit ihrer Bekämpfung die Voraussetzung der Fortdauer des Dreibundes bekämpft.

Nun das „Wie" des Vertragsabschlusses. Daß bei den Verhandlungen in Wien und München die deutschen Unterhändler auch nicht jene Rolle spielten, die wir von 1862 bis zum März 1892 die preußische und deutsche Diplomatie bei internationalen Verhandlungen spielen zu sehen gewohnt waren, das ist ein öffentliches Geheimniß. Es auszusprechen und es in Wien — behufs Zurückweisung einer Verdächtigung — wiederholt auszusprechen, sollte doch gerade dem berufensten Kritiker nicht verwehrt sein.

Die Dreibundsfreundlichkeit Bismarck's war ferner in Zweifel gezogen worden, weil er wiederholt die Verschlechterung der Beziehungen zu Rußland beklagt und getadelt hatte. In das Materielle dieser Frage kann die Presse nicht eingehen, denn es fehlt ihr der Stoff zur Beurtheilung des Sachverhalts. Wenn aber ein Fürst Bismarck sagt: das Verhältniß ist schlechter geworden — dann entschlagen wir uns mit der überwiegenden Mehrheit der deutschen Nation jeden Zweifels, daß der scharfsinnige Patriot eine durchaus zureichende thatsächliche Unterlage für sein Urtheil besitzt. Und ein noch viel kleinerer Bruchtheil des deutschen Volkes wird sich — und dieser aus ganz besonderen Gründen — von Denen absondern, die ein gutes Verhältniß zu Rußland wünschen und in demselben statt der Schwächung die Stärkung der durch den Dreibund angestrebten unbedingten Friedenspolitik erblicken. Deutschland ist der natürliche Vermittler zwischen den Interessen Rußlands und Oesterreichs, wo sich dieselben widerstreiten, und handelt so zu seinem und des Welttheils Heil, wenn es den Eintritt des nach dieser Seite im Bündnißvertrage vorgesehenen casus foederis hintanzuhalten bemüht ist. Das darf doch wohl ein Staatsmann erwidern, der ein halbes Menschenalter hindurch in diesem Sinne gewirkt hat.

Es ist — feindseligen Entstellungen gegenüber — hervorzuheben, daß Fürst Bismarck ausschließlich Fragen der auswärtigen Politik in den Kreis seiner Betrachtungen gezogen hat. Hätte er, wie ihm Herr Richter unterstellt, wirklich aus „Rachsucht" gesprochen, so würde er in Worten und Thaten ergiebigere Objecte der Kritik gefunden haben. Seine Bemerkungen über die Wandlung in der polnischen Politik dienten zur Begründung seines Urtheils über die russisch-deutschen Beziehungen, und so bitter Preußen einst um seiner inneren Festigung willen die Nachgiebigkeit gegen die Polen zu beklagen haben wird, nach der internationalen Seite ist die Wendung im Osten jedenfalls nicht minder bedenklich. Wenigstens ist die polnische „Königstreue" nicht die kleinste Mißhelligkeit mit einem Nachbarstaate werth.

Politische Tagesschau.

* Leipzig, 27. Juni.

Der begeisterte Empfang, der dem Fürsten Bismarck auf seiner Reise überall zu Theil wurde, wo er sich der Bevölkerung zeigte, hat natürlich zu der Frage Anlaß gegeben, wie man in den jetzt maßgebenden Kreisen der Reichshauptstadt über diese Ovationen denkt. Es hat nicht an Stimmen gefehlt, die frischweg behaupteten, die so gewaltig angewachsene Popularität des Altreichskanzlers habe in Berlin verstimmt. Erfreulicher Weise wird dieser Behauptung von einem, wie es scheint direct beauftragten Berliner Correspondenten eines süddeutschen Blattes entgegengetreten. Man schreibt nämlich dem „Münchn. Neuest. Nachr." aus der Reichshauptstadt:

„Wir sind in der Lage gewesen, die Ansicht einer hervorragenden Persönlichkeit über die Ovationen für den Fürsten Bismarck in Dresden, München und Wien zu erkunden, und wir können aus den uns gemachten Mittheilungen das Folgende wiedergeben: Die Huldigungen für den Fürsten Bismarck haben in leitenden Kreisen durchaus nicht verstimmt. Sie sind zunächst als der Ausdruck einer erfreulichen nationaldeutschen Gesinnung betrachtet worden, und es ist mit Genugthuung festgestellt worden, daß die dem Fürsten dargebrachten Ehrenbezeigungen eine Huldigung für den deutschen Gedanken bedeuten. Dies gilt besonders von den Dresdner und Münchner Vorgängen. Was die Ereignisse in Wien anlangt, so wird sorgfältig unterschieden zwischen den Sympathiekundgebungen der staatstreu-österreichisch denkenden Bevölkerung und dem wilden antisemitischen Treiben. Für das Letztere wird der Fürst billigerweise nicht verantwortlich gemacht, aber er wird tief bedauert, weil sein Name zum Ausdängeschild von Bestrebungen gemißbraucht wurde, die am letzten Ende auf die Lockerung ganzer Provinzen vom österreichischen Staatswesen ausgehen. Die Zusammenstellung der Huldigungen auf Schönerer und auf Bismarck gilt hier als beschämend und zugleich als unsinnig. Denn Fürst Bismarck hat jenen Lostrennungsbestrebungen unklarer Schwärmer niemals Vorschub geleistet. Daß es die jetzige Regierung erst recht nicht thut, daß sie die Grosse der Schönerergruppe brandmarkt, dies noch besonders zu versichern, wird für überflüssig erklärt."

Es wäre auch das Klügste, wenn man die dem Fürsten dargebrachten Ehrenbezeigungen als eine Huldigung für den deutschen Gedanken auffaßte. Freilich ist mit dieser Auffassung allein noch nichts bewirkt. Es gilt vielmehr, diesen Gedanken lebendig zu erhalten und ihn nicht einzuschächtern durch ferneres Liebäugeln mit Parteien, in denen der deutsche Gedanke wenigstens bis jetzt noch nicht Wurzel geschlagen hat. Graf Caprivi darf überzeugt sein, daß seine „Versöhnungspolitik", von der die Welfen, Polen und Ultramontanen den größten Vortheil gehabt haben, sehr viel zu der begeisterten Aufnahme beigetragen hat, die seinem Vorgänger zutheil geworden ist.

Der Tod des österreichischen ehemaligen liberalen Parteiführers Herbst reißt keine Lücke in die deutsch-liberale Partei. Herbst gehörte schon bei seinen Lebzeiten zu denen, von denen man nicht mehr spricht, und die heranwachsende Generation kennt ihn nicht mehr aus seinen Thaten, sondern nur aus der Geschichte. Es ist das Loos aller Politik, daß nur der Erfolg ihr Recht giebt und daß Principien nur dann festgehalten werden sollen und können, wenn sie sich den wandelnden Zeitverhältnissen anzupassen vermögen. Nichts ist wandelbarer als die Volksgunst, nichts ist unbeständiger als die Mittel, mit denen man ein Volk zu Glück und Frieden führt. Was heute als richtig erachtet wird, das kann schon morgen nicht mehr richtig sein, weil ein anderer Factor in die Beurtheilung getreten ist, und was jahrelang als ein politisches Axiom gegolten hat, das kann wieder jahrelang als ein Trugbild bezeichnet werden. Es ist Sache des Politikers, mit dieser Wandelbarkeit der Factoren zu rechnen und sie sich dienstbar zu machen. Ein Mann hat dies verstanden, der der Weg ihm verlegt wurde, und es ist ein eigenthümliches Zusammentreffen, daß Herbst die letzten Athemzüge that, als der von ihm so oft befehdete Gegner Bismarck die Huldigung der Vaterstadt des sterbenden österreichischen Abgeordneten empfing.

Die leidenschaftliche Natur Herbst's kannte kein Zurückweichen, was so oft in der Politik eine Nothwendigkeit ist; die Halsstarrigkeit des Abgeordneten für Schluckmann wollte mit den veränderten Zeitverhältnissen nicht rechnen und kehrte sich selbst gegen seine besten und treuesten Freunde, als diese in der Occupationspolitik einer andern, und wie die Zeit lehrte, besseren Meinung waren. Es ist richtig, die großen Kosten der Occupation der Herzegowina und Bosniens riefen im ganzen Lande einen großen Unwillen hervor, aber die Ungarn waren klüger als Herbst und Giskra, indem sie ihren Unwillen meisterten, während die beiden ersteren mit flammenden Worten diese Occupation als eine Schmach bezeichneten und den Krieg gegen Rußland predigten. Gerade Herbst's Angriffe konnte das Ministerium Auersperg nicht aushalten und so trat dieses verfassungstreue Ministerium am 6. October 1878 zurück, um durch ein Cabinet Pretis dem Grafen Taaffe, der früher mit Herbst Hand in Hand gegangen war, der aber den Verhältnissen leider nur zu sehr Rechnung trug, freie Bahn zu lassen. Der Winter 1878/79 war die schlimme Zeit für die verfassungstreue Linke. Fallen sah man Zweig auf Zweig und die Verwerfung und Mißbilligung des Berliner Vertrags, die Herbst predigte, fand im Reichsrath anstatt gegen 200 Stimmen nur 112 und damit war die Niederlage der Partei unter Herbst's Führung besiegelt. Taaffe trat als leitender Minister an die Spitze der Regierung und die deutsch-liberale Partei hat heute noch an der Querköpfigkeit ihrer damaligen Führer zu leiden. Wie die Partei selbst an Einfluß verlor, so auch Herbst, dem der Schmerz nicht erspart blieb, daß sein alter Wahlkreis Schluckenau ihm Pinckert vorzog und er nur nothdürftig eine Unterkunft in Reichenberg und später in Wien fand.

Aber Herbst hat darum doch nicht umsonst gelebt. Er hat auch wacker an dem Wagen des Fortschrittes geschoben und seine immerhin kurze Ministerthätigkeit weist eine Anzahl Thaten auf, die ihm einen Ehrenplatz in der Geschichte des österreichischen Staates sichern. Er war ein unermüdlicher Kämpfer gegen die priesterliche Uebermacht und gegen das Concordat, er war ein bedeutender Jurist, dem das Land eine neue Civilprocessordnung dankt.

Was Herbst uns aber nahe führt, ist, daß er sich immer seit seinem politischen Auftreten 1861 als guter Deutscher, oder als Deutsch-Oesterreicher gefühlt hat, daß er mit seiner ganzen Persönlichkeit für die Centralisation in Oesterreich eingetreten ist und die unglücklichen Absichten Belcredi's mit vereitelte. Er war ein großer Redner und ein fleißiger Parlamentarier, dessen letzte Thätigkeit, wenn auch weniger geräuschvoll als ehedem, von Nutzen für sein Volk war. Unvergessen wird ihm sein mannhaftes Eintreten für das Deutschthum in Böhmen bleiben und es ist sein höchster Ruhm, daß er den nationalen Ideen alles Andere unterordnete, selbst wenn, wie die Geschichte lehrt, die Stiernackigkeit nicht angebracht war. Wenn die deutschliberale Partei ihm ihren Lorbeerkranz auf das Grab legt, so kann sie ihm in die Gruft nachrufen, daß er ihr viel, sehr viel gewesen ist.

Die Frage der Neutralität der Schweiz wird gegenwärtig, vornehmlich durch eine in Italien erschienene Schrift angeregt, wieder besonders lebhaft erörtert. Die Angelegenheit interessirt allerdings nicht blos dieses Land selbst, sondern auch die Nachbarstaaten, und zwar nicht etwa den einen oder den anderen, sondern alle insgesammt, denn sie ist eine Frage des Völkerrechts. Besonders eifrig beschäftigen sich unsere französischen Nachbarn mit dieser Frage; in welchem Sinne, läßt sich aus folgender Zuschrift ersehen, die der „Polit. Corr." aus Paris zugeht:

„In den hiesigen politischen Kreisen erklärt man, diese Neutralität bis an die äußerste Grenze des Möglichen respectiren zu wollen, um so mehr, als ja die Schweiz eine Republik ist. Frankreich hat keinerlei aggressive Absichten und es denkt daher auch nicht daran, die Neutralität der Eidgenossenschaft zu bedrohen. Für den Fall aber, als auf dem Wege durch die Schweiz ein Ueberfall auf Frankreich verlucht werden und erstere trotz ihrer aufrichtigen Bemühungen nicht im Stande sein sollte, ihre bedrohte Neutralität zu schützen, könnte sie sich sehr wohl mit Frankreich verständigen und mit letzterem gemeinsam vorgehen oder Frankreich könnte in der Schweiz jene Maßnahmen treffen, welche ihm die Sorge für seine Vertheidigung vorschriebe. Das könnte allerdings für die Schweiz gegenwärtig keine Frage einer förmlichen Allianz sein. Um ihren internationalen Verpflichtungen zu entsprechen, muß die Eidgenossenschaft so lange neutral bleiben, bis die Gefahr in unmittelbare Nähe gerückt wäre.

Nun, diese Gefahr wird in unmittelbare Nähe nie kommen, denn Niemand denkt daran, durch die Schweiz einen Ueberfall auf Frankreich zu versuchen. Aber schon die lebhafte Erörterung der Frage in Frankreich beweist, welche Gedanken, Wünsche und Hoffnungen die französischen Politiker hegen und welche Rolle in ihren Träumen der neutralen Schweiz zugewiesen wird.

Daß Rußland sich in einem Zustande befindet, der jedes active Vorgehen in großen politischen Fragen unmöglich macht, wird durch die Ereignisse von Tag zu Tag neu bestätigt. Ja, es scheint, als solle der Nothstand des vorigen Jahres eine neue, schlimmere Auflage erleben. Der vom „Regierungs-Anzeiger" veröffentlichte Bericht über die Ernteaussichten muß zugestehen, daß in den Gouvernements Tula, Kursk, Woronesch,

---

Feuilleton.

Rache ist süß!

1] Humoreske von Mariane Gell.

Nachdruck verboten.

„Wie gefällt es Ihnen bei uns?" so lautete die Frage, die man in der guten Stadt Lindenburg an jeden Fremden richtete, in der Erwartung, daß die Antwort unbedingt heißen würde: „Ausgezeichnet! Lindenburg ist ein Paradies!"

Die Stadt hatte in der That manchen Berg aufzuweisen; gutgepflegte Promenaden umrahmten freundlich den düstern winkeligen Kern der alten Handelsstadt, und breite, mit Bäumen bepflanzte Straßen führten nach allen Richtungen zu den Vorstädten, und von da aus zu idyllisch gelegenen Dörfern, wo die reichen Bürger schattige Gärten und reizende Sommerwohnungen besaßen. Nach Süden und Westen grenzten an die Stadtflur große, ebene Flächen mit Getreide und Obst bebaut, und nach Norden und Osten umschloß in schwungvollem Bogen, halb kreisförmig eine bewaldete Bergkette die Stadt, die im Winter die kalten Winde abhielt. Es gab viel Reichthum in Lindenburg, Handel und Gewerbe blühten, auch Künste und Wissenschaften wurden kräftigst unterstützt, aber am stolzesten waren die Lindenburger auf ihr Theater.

„Nicht wahr, ein besseres Theater giebt's in ganz Deutschland nicht?" fragten sie wohlgefällig den Fremden, der in ihren Gesichtskreis trat, und wenn er etwas zögernd entgegnete, daß er in Berlin und München im Theater gewesen und daß man dort, ganz selbstverständlich, an den großen Hofbühnen noch mehr geboten habe — da wurden die Lindenburger ernstlich böse. „Haben Sie unsere Cäcilie gesehen? Die große Cäcilie Romano?"

„Nein!" „So, dann sind Sie entschuldigt, dann haben Sie überhaupt noch gar nichts bei uns gesehen! Sie wird morgen als Desdemona auftreten; versäumen Sie diesen Hochgenuß nicht! Sie werden's uns danken, daß wir Sie aufmerksam gemacht haben!"

„Ich mag keine Trauerspiele, ich sehe lieber etwas Lustiges!" „Wir auch! Aber wenn Cäcilie Romano spielt, so ist das etwas ganz Anderes!"

Auch über den schauerlichsten Vorgang auf der Bühne gießt sie einen versöhnenden Schimmer, und die traurigsten Machwerke der modernen Dichter werden durch sie zu wahren Meisterstücken!"

So sprachen die Enthusiasten, aber auch die kühleren Naturen gaben zu, daß Cäcilie eine bedeutende Künstlerin sei, eine bescheidene und liebenswürdige Collegin, und eine Schönheit ersten Ranges. Hohe, schlanke Gestalt, aschblondes Haar, dunkle Augen, edle Züge, einen kleinen, reizenden Mund, und dazu ein volles, biegsames Organ, das alle Empfindungen an Schmerz und Freude, vom wilden Rachegeschrei bis zum leisen Liebesgeflüster vollkommen zum Ausdruck brachte.

Auch in pecuniärer Hinsicht war Cäcilie Romano für Viele ein wahrer Segen.

Der Director des Stadt-Theaters hatte sich bereits genöthigt gesehen, einen neuen feuerfesten Geldschrank anzuschaffen, um seine Ersparnisse sicher zu verwahren, und ganz kürzlich hatte er sich ein Rittergut zu kaufen, war mit dem Gedanken um, sich ein Rittergut zu kaufen, war doch das Haus jederzeit ausverkauft, sobald Cäcilie spielte; obgleich sich drei neue Blumenläden ihretwegen in der Nähe des Theaters aufgethan hatten, machten auch die alten brillante Geschäfte, denn, ob man Cäcilie hinter den Coulissen entdeckt oder erdrosselt hatte, ob sie ihr Leben durch Gift oder Dolch ausgehaucht, das begeisterte Publicum rief sie durch wahre Beifallsstürme so oft wieder hervor, als sie gesonnen war zu erscheinen, und streute über seinen Liebling eine solche Fülle von Lorbeern und kostbaren Blumen aus, daß es regelmäßig einiger mächtigen Wäschekörbe bedurfte, um die Kinder Flora's wegzuschaffen.

Auch außerhalb der Theatermauern fühlte man ein lebhaftes Interesse für die geistreiche Künstlerin. Die Schülerinnen der höheren Töchterschule liefen ihr nach, wenn sie Mittags aus der Probe kam, und Abends warteten die Gymnasiasten Stunden lang auf sie am Eingang zum Bühnenraum und stritten sich um den Vorzug, für sie die Wagenthüre zu öffnen. Ein erfindungsreicher Conditor verkaufte Cäcilienbretzeln und ein Seifensieder Romanoseife, und ein der Reclame bedürftiges Modewaarenhaus gab bei jedem 20 ℳ betragenden Einkauf ein Bild von Cäcilie Romano zu.

Der Schuhmacher, dem sie einen Auftrag ertheilt hatte, kam freudestrahlend zu seiner Frau gestürmt, mit den Worten: „Hurrah! Wir haben das große Loos gewonnen! Frl. Romano hat sich bei mir ein Paar Knopfstiefel bestellt!" und daß Schneiderin und Putzmacherin den Vorzug, für sie zu arbeiten, dazu benutzen, ihren übrigen Kunden doppelte Preise anzuschreiben, verstand sich ganz von selbst.

Auch das Haus, in dem sie mit ihrer Tante und Pflegemutter, Fräulein Ottilie Römer, das Parterre bewohnte, war allen Lindenburgern im höchsten Grade anziehend. Es lag an der Kastanienstraße, die von der inneren Stadt zu einem sehr stark bevölkerten Vororte führte, und von den Vorübergehenden versäumte Keiner, einen Blick nach den wohlbekannten, mit Spitzenvorhängen verhüllten Fenstern zu thun, oder zwischen den hohen Oleander- und Lorbeerbäumen, die die geräumige Veranda einsäumten, nach der Gestalt der Schauspielerin zu spähen, die oft bei schönen Sommertagen hier draußen saß und las oder lernte.

Kurz und gut — Cäcilie war die berühmteste Person in Lindenburg.

Indeß seit einiger Zeit hatte Cäcilie Romano einen Nebenbuhler in der öffentlichen Gunst, dessen Verdienste freilich auf ganz anderem Gebiete lagen. Der Baron Franz von Hähnchen war's, der gar nicht in Lindenburg selbst wohnte, sondern eine Meile entfernt auf dem Hahnenberg, den höchsten Gipfel der Lindenburg umschließenden Bergkette. Schloß Hahnenstein war ehedem eine alte Ritterburg gewesen; aber da Großvater und Vater des jungen Barons gar keinen Sinn für Romantik besaßen und ihr Leben lieber in der Residenz und auf Reisen verbrachten, so war das Familienschloß in der Zeit von zwei Menschenaltern gründlich verfallen. Franz von Hähnchen dachte anders wie seine Vorfahren. Er war stolz auf seinen alten Namen, auf sein dreihundertjähriges Ahnenschloß, und berief deshalb einen berühmten Baumeister, der ihm dasselbe zu einem behaglichen Wohnsitz umschaffen sollte. Die Aufgabe war in Zeit von wenigen Jahren trefflich gelöst worden. Wie der Phönix aus der Asche aufsteigt, hatte sich die verwitterte Ruine in ein herrliches Schloß im edelsten Renaissancestyl verwandelt, mit bunten Glasfenstern, Erkern, Söller und Zinnen reich verziert, und von dem seitwärts stehenden hohen Wartthurm, der durch eine steinerne Galerie mit dem Schlosse in Verbindung stand, wehte stets die Flagge des Hauses, so lange der Schloßherr auf Hahnenstein weilte. Die Bürger von Lindenburg hatten mit dem größten Interesse den weithin sichtbaren Schloßbau verfolgt, und als auch zu der inneren Ausstattung der Räume geschritten wurde und der Baron in Lindenburg bedeutende Einkäufe und Bestellungen machte, vernahm man's mit großer Befriedigung. Das war ein Edelmann, wie man ihn nur wünschen konnte! Der legte das Geld nicht auf die hohe Kante, der gab's aus und ließ auch Andern etwas zukommen. Auch die Neigung des Barons, sich durch Absonderlichkeiten bemerklich zu machen, die Aufmerksamkeit der Leute auf seine Person zu lenken, konnte ihm beim Publicum nur nützlich sein; bald knüpften sich eine ganze Reihe von Sagen an seine Person, und kein Gerücht war so abenteuerlich, daß man's nicht willig geglaubt hätte, wenn es den Herrn Baron von Hähnchen zum Gegenstand hatte. Er sorgte stets für Ueberraschungen; heute kam er vierspännig in großer Gala mit Vorreiter zur Stadt und morgen im kleinen, mit einem Esel bespannten Korbwägelchen; er trug mit Vorliebe schneeweiße Anzüge und war sogar im Winter auf dem Lindenburger Teich in einem solchen Schlittschuh gefahren, der zwar nicht aus weißer Leinwand, sondern aus einem dicken wollenen Stoff bestand und Kragen und Aermelaufschläge vom Fell des Eisbären hatte. Auch unter der Schuljugend war er ungeheuer populär; schon oft hatte er im Vorübergehen auf dem Obstmarkte die Vorräthe der Verkäuferinnen aufgekauft und sofort der aus dem Schulthor in die Freiheit strömenden Jugend überlassen, die das unerwartete Geschenk mit ungeheurem Jubel und Geschrei empfingen.

(Fortsetzung folgt.)

SLUB
Wir führen Wissen.